



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

im Amt aller drei Jahre eine Wiederholungsprüfung im Schreiben durchmachen, das hülfesicher. *)

Verminderung des Schreibwerks heißt jetzt die Losung, und nicht nur bei den Gerichten. Aber wie? Ein doppelter Weg führt zum Ziele; erstens der, überhaupt weniger Schreibebriefe im amtlichen Verkehr zu senden und zu verlangen, und dann: sich kürzer zu fassen, wenn wirklich geschrieben werden muß. Wie der Herr, so's Gescherre! Beseßigte man sich oben mehr einer knappen Ausdrucksweise, sähe man davon ab, der untern Stelle selbst subintelligende, selbstverständige Vorbehalte oder Voraussetzungen nicht zu schenken, nun, dann würden sich auch die Mandarinen letzten Grades ein Beispiel daran nehmen und Kürze, natürlich in aller Ehrerbietung und ganz gehorsamt anstreben. Fast scheint es, als habe man bei Einführung der neuen Gerichtsverfassung die kommende Schreibflut bei den Gerichten vorausgesehen; ein ganzes Formularbuch erschien auf amtliche Veranlassung, zur Überleitung gewiß ganz zweckmäßig, aber leider nicht in allen Stücken musterhaft. Wer kennt nicht die hübsche Geschichte von den zwei sich gegenseitig anliegenden Handlungsreisenden, wobei der den Sieg davontrug, der behauptete, sein Haus spare allein durch Weglassung der Punkte überm i jährlich zehntausend Mark. Nun gut, wir möchten, ohne jemand anlügen zu wollen und indem wir andre Vorschläge wegen Mangel an Beruf unterdrücken, im Ernste behaupten, daß der preussische Staat eine gewaltige Menge Tinte und Schreibwerk (auch Druckkosten) im Jahre allein dadurch sparen könnte, daß seine Beamten, die Großen wie die Kleinen, sich abgewöhnten, statt er, sie, es regelmäßig derselbe, dieselbe, dasselbe u. s. w. zu schreiben. Zehntausend Mark wäre die geringste jährliche Ersparnis.



Litteratur

Albrecht Dürers venezianischer Aufenthalt 1494/95 von Dr. Gabriel von Tórey, mit 7 Lichtdrucken. Straßburg, F. H. Ed. Geis (Geis & Mündel)

Eine vortreffliche kleine Studie, deren Verfasser sich die Aufgabe gestellt hat, das den Lesern der Grenzboten bekannte Werk von D. Burckhardt über Dürers Aufenthalt in Basel (1492 bis 1494) zu ergänzen und, wenigstens in einem Punkte, zu berichtigen. Dieser eine Punkt ist die hypothetische erste Reise des jungen Malers nach Italien, insbesondre nach Venedig. Während nämlich Burckhardt aus der von ihm nachgewiesenen Anwesenheit Dürers in Basel zwischen 1492 und 1494

*) Wer soll aber prüfen? Und wer soll schreiben lehren? Die Kunst zu schreiben ist ja wie die Kunst zu singen unsrer Zeit ganz abhanden gekommen und muß erst wiedergefunden werden. Was in der Volksschule gelehrt und gelernt wird, ist ja eine schauerhafte Schreibeerei. Man sehe sich nur an, wie die Kinder ein e machen müssen, das von einem n gar nicht zu unterscheiden ist, oder wie sie ein p machen müssen! Nun möchte ja mancher gern hinterher noch schreiben lernen, wenn er aus der Schule heraus ist, und dazu bieten sich ja auch in den großen Städten Schreiblehrer an, sogar mit Schreibproben in öffentlich an den Straßenecken ausgehängten Schaukasten. Aber hat sich einmal jemand diese Schreibproben angesehen? Wer die als Empfehlung betrachten kann, der hat noch nie in seinem Leben eine schöne Handschrift gesehen. Das heutige Geschlecht weiß thatächlich gar nicht, wie schöne Schrift aussieht. D. H.

schließen zu müssen glaubte, daß der junge Künstler in den neunziger Jahren Venedig nicht besucht habe (denn Pfingsten 1494 war er schon wieder in Nürnberg), will Lörey die erste venezianische Reise nicht fallen lassen, sondern sie mit dem Basler Aufenthalt dadurch in Einklang bringen, daß er sie nicht in die Zeit der Wanderschaft, sondern in das Jahr darauf, bald nach der Verheiratung, die im Juni 1494 in Nürnberg stattfand, setzt. Man muß zugeben, daß der Verfasser die Gründe, die für die erste venezianische Reise sprechen, geschickt zusammengestellt und noch um einige sehr einleuchtende vermehrt hat. Besonders schwerwiegend scheint mir das Kostümstudium der Albertina zu sein, das Dürer später für eine weibliche Figur seiner Apokalypse (1498) verwendet hat, und dessen venezianischen Charakter der Verfasser ebenso überzeugend nachweist, wie er seine Entstehung nach dem lebenden Modell wahrscheinlich macht. Ferner wird man sich nach der vollständigen Veröffentlichung der Landschaftsstudien aus Tirol in dem Lippmannschen Werke nicht mehr der Einsicht verschließen können, daß diese ihrem Stil nach eher von 1494/95 als von 1505/6 zu stammen scheinen. Von den schriftlichen Zeugnissen kommt meines Erachtens nur die bekannte Stelle in den venezianischen Briefen in Betracht, wonach Dürer 1506 in Venedig von irgend einem „Ding“ enttäuscht war, das er vor elf Jahren — er sagt nicht ausdrücklich in Venedig selbst, aber man wird das als das natürlichste zunächst annehmen — gesehen hatte. Alle übrigen Beweisgründe, schriftliche wie künstlerische, halte ich für wenig entscheidend, da eine starke Beeinflussung des jungen und empfänglichen Malers durch die oberitalienische Kunst auch in Nürnberg nach seiner Rückkehr von der Wanderschaft stattgefunden haben könnte. Man denke sich nur den Fall, der ja nicht ausgeschlossen ist, daß Jacopo de Barbari schon 1494 in Nürnberg gewesen wäre und dort mit dem heimkehrenden Dürer Freundschaft geschlossen hätte. Wer will bestimmen, wieviel Zeichnungen und Kupferstiche, selbst kleinere Bilder italienischer Herkunft, dem Künstler bei dieser Gelegenheit zu Gesicht gekommen sein können? Daß Barbari von dem jungen Dürer besonders wegen seiner geheimnisvollen Kenntnis der menschlichen Proportionen sehr bewundert wurde, daß Dürer sich aber selbst später immer mehr von seinem Einfluß befreite, wissen wir aus seinen eignen Aufzeichnungen. Und wenn er da, wo er von Barbari redet, diesen als einen lieblichen Maler, „aus Venedig geboren,“ bezeichnet, so spricht das nicht gerade dafür, daß er diesen Einfluß in Venedig selbst erfahren habe. Es giebt auch noch andre Bedenken, die mich vorläufig hindern, die erste venezianische Reise als vollkommen sicher anzuerkennen. Daß Dürer sie in seiner Familienchronik nicht erwähnt, mag als *argumentum ex silentio* nicht allzuschwer ins Gewicht fallen, wenn es auch gerade hier, wo er in erster Linie seine Familienverhältnisse und seine Jugendentwicklung schildern wollte, immerhin auffallend bleibt. Aber kein *argumentum ex silentio* ist die unbehagliche und fremde Stimmung, die aus seinen ersten venezianischen Briefen von 1506 spricht, und die sich schwer mit der Annahme vereinigen läßt, der Künstler sei schon elf Jahre früher einmal dort gewesen und bei dieser Gelegenheit mit dem Charakter der Welschen bekannt geworden. Vor allen Dingen aber müßte es, worauf schon Fuhse hingewiesen hat, im höchsten Grade auffallend erscheinen, daß der jungverheiratete Dürer, der sich doch gerade erst in Nürnberg niedergelassen und selbständig gemacht hatte, kurze Zeit nachher wieder aufgebrochen wäre, um — nicht etwa Geschäfte in Italien zu machen, denn dazu war er noch zu jung — sondern sich als Künstler weiter auszubilden. Zur Ausbildung diente ja eben die Wanderzeit, und wenn Dürer nach seinem Aufenthalt in Basel noch das Bedürfnis fühlte, nach Italien zu gehen, so lag es doch

wahrlich näher, von dort aus den Abstecker nach dem Süden zu machen, als erst nach Hause zurückzukehren, dort zu heiraten und dann bald nach den Flitterwochen seine junge Frau längere Zeit allein zu lassen. Man lese nur in Neudörfers Biographie des Bildhauers Johann Teschler nach, wie auffallend damals in Nürnberg eine solche nachträgliche Studienreise gerade mit Rücksicht auf die Ehefrau gefunden wurde. Ich gebe gern zu, daß man auch diese Argumente ohne Mühe entkräften oder als nicht entscheidend beiseite schieben kann. Aber das läßt sich schließlich, wo die positiven Beweise fehlen, mit jedem Argument so machen. Und es kommt mir hier auch nicht so sehr darauf an, die Unmöglichkeit der ersten venezianischen Reise zu beweisen, als die Gründe und Gegengründe möglichst objektiv gegen einander abzuwägen, und da muß ich sagen, daß ich einen vollkommen überzeugenden Beweis dafür noch immer vermissen. Im Grunde ist ja diese Frage für die Kunstgeschichte von keiner allzu großen Bedeutung. Denn mag Dürer 1495 in Venedig gewesen sein oder nicht, daß er eine bedeutende Anregung durch italienische Kunst während dieses Jahres empfangen hat, steht auf jeden Fall fest. Aber auch das steht fest, daß er trotz dieser Anregung seinen nationalen Kunstcharakter in kräftigster Weise zu bewahren wußte. Gerade die Apokalypse, in der neuerdings soviel italienische Anklänge nachgewiesen worden sind (auch der Verfasser thut das mit Glück), ist ihrem allgemeinen Charakter nach ein durch und durch deutsches Werk. K. L.

Schwarzes Bret

Es ist kein Zufall, daß gerade in den Gebieten der Rechtswissenschaft, die am meisten von den Franzosen gepflegt worden sind, auch deutsche Juristen besser schreiben als sonst. Die Klarheit der Franzosen ist in der That bewunderns- und beneidenswert. Desto ärger ist es aber, wenn auch auf solchem Gebiete der Ungeschmack der Darstellung nicht unterdrückt wird. Vor uns liegt ein neues Buch: Beiträge zur Theorie des Patentrechts, von Dr. Heinrich Mittler jun. in Wien. Es ist kaum möglich, sich durch den gewundenen, schwerfälligen Satzbau zu den Gedanken des Verfassers durchzuringen! Hier ein Beispiel. Mittler tritt dafür ein, daß nicht Probleme, sondern nur Lösungen von Problemen patentfähig sein sollen. Dann sagt er (S. 44): „Wollte man die Frage anders entscheiden, so würde nichts leichter geschehen, als daß jemand die Idee eines anscheinend undurchführbaren Fortschritts erfaßte, eines solchen überdies, an den ihm selbst der Glaube fehlte, welchem Ausdruck zu verleihen, nur das Spiel einer kühnen Phantasie Veranlassung gab, und der trotzdem einen gigantischen Geist anregte, mit Anspannung seiner besten, edelsten Kräfte das schier Undenkbare zu vollbringen, worauf der Zwerg, welcher zufällig den Riesen erinnerte, es harthen Berge ihrer Abtragung, sich stolz in die Brust werfen könnte unter Hinweis auf den gewaltigen Arbeitseffekt, der ihn selbst derart erschreckte, daß er seinen kleinen Körper in einer Höhle barg.“

Nur eines ist noch im Wege: daß sich nicht um dich allein handelt, um dein Glück, dem ich jedes Opfer bringen möchte, sondern um den Jungen, der uns beiden angehört, und den wir nicht nach einem Mosesurteil in zwei Stücke zerreißen dürfen. (Deutsche Rundschau, Juniheft, S. 337.)

Unsre Wibelfestigkeit fängt doch an, recht schwach zu werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig